



Öffentliche Theologie und interreligiöser Dialog

Rede des Preisträgers Landesbischof Heinrich Bedford-Strohm bei der Auszeichnung mit dem Augsburger Friedenspreis am 10. Oktober 2020 in Augsburg

Es ist mir eine große Freude und Ehre heute hier im Augsburger Goldenen Saal vor Ihnen zu stehen und für einen Preis danken zu dürfen, der mir besonders viel bedeutet. Nicht nur, weil mir Augsburg mit seinen Menschen von vielen Besuchen einfach lieb geworden ist. Sondern auch, weil ich mit Augsburg auch inhaltlich so viel verbinde. Etwa als



wichtigem Ort der Reformation. Aber vor allem eben als Friedensstadt, als Stadt des Augsburger Religionsfriedens und all der Traditionen, die damit verbunden sind, allen voran das Augsburger Friedensfest und eben der Augsburger Friedenspreis.

Ich bin überzeugt davon, dass die Religionen – und ich darf als Vertreter des Christentums sagen – ganz besonders die christliche Religion in der ersten Reihe stehen müssen, wenn es um das Engagement für den Frieden geht. Sie müssen das in ihrem Innenverhältnis tun und nach außen in die Gesellschaft hinein. Zunächst zum Innenverhältnis:

Ökumene

Weil die christliche Religion nur dann glaubwürdig nach außen wirken kann, wenn sie selbst die traditionellen Abgrenzungen in ihrem Inneren überwindet, deswegen freue ich mich so, dass Kardinal Marx und ich diesen Preis **gemeinsam** bekommen. Denn Sie geben uns und allen, die sich für die Ökumene engagieren, damit eine große Ermutigung. Im Zugehen auf das Reformationsjahr 2017 haben wir beide eine große Klarheit gewonnen, in der uns viele vorangegangen und manche nun auch gefolgt sind: wenn die Kirche ihren eigenen Auftrag ernst nimmt, dann kann sie nur einen ökumenischen Weg gehen.

„Ist Christus etwa zerteilt?“ – über diese Frage des Paulus in 1. Kor 1 hatte ich am 21. Januar 2014 im Gottesdienst zur Gebetswoche zur Einheit der Christen im Münchner Dom zu predigen. Und ich habe in der

Predigt nichts Anderes getan als die Konsequenz dieser rhetorischen Frage des Paulus zu ziehen und zu sagen: „Wenn Christus nicht zerteilt ist, wie könnte die Kirche, die ihn doch bezeugen soll, sich in ihren Trennungen einrichten?“ Und als ich mich nach der Predigt wieder auf meinen Sitz neben Reinhard Marx setzte und seine von Herzen kommende Zustimmung spürte, hatte ich eine große Klarheit: Wir werden das Reformationsjubiläum 2017 nicht feiern, um gegen die römisch-katholische Kirche unsere protestantische Identität zu pflegen. Sondern wir werden es als ein großes Christusfest feiern, in dem wir gemeinsam mit den katholischen Schwestern und Brüdern und den anderen Konfessionen das tun, was immer Martin Luthers reformatorisches Ziel war: Christus bezeugen! Christus neu entdecken!

Und so ist es dann auch gekommen. Und darüber sind wir beide Freunde geworden, und viele in den Gemeinden genauso wie in den Kirchenleitungen sagen heute: Wir wollen konfessionelle Abgrenzungen überwinden. Wir wollen den Reichtum unserer eigenen Tradition in das gemeinsame Christuszeugnis einbringen. Und wir werden uns von niemandem mehr auseinanderbringen lassen!

Was im Verhältnis zwischen den Konfessionen gilt, gilt – in anderer Weise – auch für das Verhältnis der christlichen Religion zu den anderen Religionen.

Interreligiöser Dialog

Immer wieder stoße ich auf die Meinung, dass ein Christuszeugnis dann besonders klar ist, wenn es die Überlegenheit der eigenen Religion gegenüber anderen Religionen besonders deutlich macht. Eine solche Haltung, die ich „christozentrischen Exklusivismus“ nenne, betrachtet das Zeugnis von Jesus Christus und andere Formen des Glaubens als sich gegenseitig ausschließend. Ein berühmter Vers aus dem Johannes-Evangelium wird oft zitiert: "Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Niemand kommt zum Vater denn durch mich" (Johannes 14,6). Dieser Vers wird nicht als kontextuelle Bekenntnisaussage in einer bestimmten Situation gesehen, sondern als Hinweis darauf, dass das ausdrückliche Bekenntnis zu Christus der definitiv einzige Weg zu Gott ist und dass alle, die sich nicht zu Christus bekennen, verloren sind.

Ich bin davon überzeugt, dass ein authentischer, am dreieinigen Gott orientierter Glaube zu einem anderen Ergebnis führt. Lassen Sie mich das kurz erläutern.

Wenn wir Gott – in der ersten Person der Dreifaltigkeit – als den **Schöpfer** bekennen, bekräftigen wir, dass es nur **einen** Gott gibt. Wenn wir zu Gott, dem Schöpfer, beten, bringen wir zum Ausdruck, dass dieser eine Gott diese Welt aus Liebe geschaffen hat und in ihr wirkt. Gleichzeitig ist klar: Es gibt widersprüchliche Aussagen über diesen Gott zwischen verschiedenen Religionen. So ist z.B. die Überzeugung des Judentums und des Islam, dass Gott so weit jenseits jeder menschlichen Vorstellungskraft ist, dass er niemals in einem Menschen sichtbar sein kann, nur schwer mit der christlichen Behauptung zu vereinbaren, dass Gott sich in einem Menschen offenbart hat, der am Kreuz starb und auferstanden ist und über die Grenzen der irdischen Zeit hinaus lebendig ist.

Es besteht eine Spannung zwischen diesen verschiedenen Ansichten. Die Herausforderung besteht also darin, diese Spannung nicht zu ignorieren, sondern zu überlegen, wie wir mit dieser Spannung so umgehen, dass Wege des Friedens zueinander dadurch nicht verbaut, sondern eröffnet werden.

An dieser Stelle kommt das Christusbekenntnis ins Spiel. **Christus** zu bekennen bedeutet nämlich, seine radikale Liebe zu bezeugen. Radikal zu lieben bedeutet, eine Haltung des Respekts und der Wertschätzung gegenüber jedem anderen Menschen zu üben, die nur in der Missachtung dieses Respekts und dieser Wertschätzung ihre Grenze findet. Für Respektlosigkeit kann es keinen Respekt geben. Für Intoleranz kann es keine Toleranz geben.

Der Horizont des Doppelgebotes der Liebe endet nicht an den Grenzen einer bestimmten Religion. Den Nächsten radikal zu lieben bedeutet, die religiösen Ansichten zu achten und wertzuschätzen, die für seine Existenz so entscheidend sind. Deshalb ist gerade der tief in der Seele verwurzelte Glaube an Christus die Quelle der Neugier auf die religiösen Überzeugungen der anderen, die wir als Grundlage für den interreligiösen Dialog brauchen.

Diese von Liebe getriebene Neugier ist ein Werk des **Heiligen Geistes**. Der Heilige Geist entflammt diese Liebe, für die Christus steht, in uns. Und der Heilige Geist ist derjenige, der das Wunder bewirken kann, dass wir einander trotz völlig unterschiedlicher Sprachen verstehen. Der faszinierendste Aspekt der Pfingstgeschichte ist ja, dass die Menschen sich durch das Wirken des Geistes verstehen, obwohl sie ganz unterschiedliche Sprachen sprechen. Diese Vision bringt das Versprechen mit sich, einander auch über die Grenzen unserer eigenen religiösen Traditionen hinaus zu verstehen.

Wir sehen: wer sich wirklich aus ganzem Herzen dem dreieinigen Gott öffnet, der spürt eine große Menschenliebe, die anderen Menschen mit ihren jeweiligen Überzeugungen mit Achtung und Respekt begegnet. Das ist genau die Haltung, die wir für den interreligiösen Dialog brauchen, wenn wir als Religionen wirklich zu Kräften des Friedens in der Gesellschaft werden wollen.

Öffentliche Kirche

Was bedeutet das für die Rolle der Kirche in der Öffentlichkeit?

Die Kirche ist heute nicht mehr die allgemeine normative Instanz, die sie früher war. Unter den Bedingungen des Pluralismus der Weltanschauungen wird sie nicht mehr schon dadurch gehört, dass sie die Kirche ist, sondern sie muss im öffentlichen Diskurs verstehbar machen, warum das, was sie zu sagen hat, nicht nur bedeutsam für die Gemeinschaft der Christen ist, sondern für die Gesellschaft insgesamt. Sie muss deswegen zweisprachig sein. Sie muss zum einen eine biblisch-theologische Sprache sprechen. Sie muss klar Auskunft darüber geben, woher sie kommt. Sie muss die kritische Kraft biblischer Texte spürbar machen und die Menschen damit berühren. Aber sie muss zum anderen auch die Sprache des säkularen Diskurses sprechen.

Sie muss plausibel machen können, warum die alten biblischen Texte mitten hinein sprechen in die Orientierungssuche der modernen Welt.

Abstrakte philosophische Prinzipien reichen als Grundlage für Orientierung in der Gesellschaft nicht aus. Sie müssen durch Geschichten, durch berührende Worte, durch Narrative des Herzens mit Leben erfüllt werden. Genau deswegen sind religiöse Stimmen so wichtig. Und genau deswegen gehört Religion auch und gerade in einer pluralistischen Gesellschaft in die Öffentlichkeit.

Jeder und jede versteht – und zwar im Kopf und im Herzen –, warum das Handeln des Barmherzigen Samariters so wegweisend ist. Wir sind alle verletzlich und wir hoffen alle auf Heilung. Wann würden wir das deutlicher spüren als in diesen Zeiten, in der eine ganze von der Pandemie verwundete Gesellschaft sich nach Heilung sehnt. Es gibt solche Heilung. In der tiefen Gewissheit, dass weder Tod noch Leben, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, und auch kein Virus uns trennen kann von der bergenden Liebe Gottes.

Meine Hoffnung für dieses Land und alle Länder der Welt ist, dass wir als Christ*innen, dass wir als Kirche mit unserem Engagement im persönlichen Leben wie in Politik und Öffentlichkeit dazu beitragen können, eine Vision von Frieden und Versöhnung zu stärken, die Abgrenzungen überwindet, die Respekt und Wertschätzung stärkt, die Wege Zueinander eröffnet und die damit zum lebendigen Zeugnis für diese Liebe Gottes wird.

Unsere Welt braucht dieses Zeugnis dringend.

Augsburg, 10. Oktober 2020